

Omikron

Omikron! Die seit Kurzem dominante, hochansteckende Variante des Coronavirus breitet sich auch in Berlin rasant aus. Franziska Giffey (SPD) hat ein Monitoring für die kritische Infrastruktur einrichten lassen, der Großteil steht derzeit auf „Gelb“, Krankenstand bei gut 15 Prozent. Noch sei das handhabbar, versichert die Regierende Bürgermeisterin – und hofft auf einen milden Verlauf für ihre Stadt. Kliniken und Feuerwehre bereiten sich auf weitere Personalausfälle vor, BVG und S-Bahn fahren bereits mit dezimierten Fahrplänen, die Berliner Polizei hat Pandemiestufe 1 von 3 ausgerufen.

Derweil steigt die Sieben-Tage-Inzidenz ins Beispiellose, in Mitte klettert sie Richtung 3000, wird diese Marke im Laufe der letzten Januarwoche sogar passieren – ein nationaler Höchstwert.

Wie rettet sich Berlin durch den zweiten Corona-Winter? Szenen einer Stadt im Alarmzustand.

7.29 Uhr. Intensivstation, Vivantes Klinikum, Spandau
Eigentlich beginnt Marek Ronkowskis Schicht erst in einer halben Stunde. Trotzdem sitzt der Stationspfleger seit 6.30 Uhr in seinem Büro. Während Krankenträger die dunkle Auffahrt der Intensivstation emporfahren, erstellt der 59-Jährige Pläne: Wer übernimmt welche Schicht? Wo muss jemand vertreten werden?
Seit die Omikron-Welle über Deutschland rollt, fallen auf Ronkowskis Station im Vivantes Klinikum Spandau immer mehr Pflegekräfte aus. „Noch geht es“, sagt er. „Aber ich muss darauf achten, dass die Pflegekräfte, die gesund sind, nicht zu viele Überstunden machen.“ Auch hierfür gibt es ein Ampelsystem, bei dem einige Mitarbeiter schon auf „Gelb“-stünden: 40 Überstunden im Monat. Nicht alle krankgemeldeten Mitarbeiter hätten Corona, sagt Ronkowskis. Manche seien anderweitig krank, andere in Quarantäne – dritte hielten der hohen Arbeitsbelastung nicht stand. „Ich stecke den Druck ganz gut weg“, sagt der Pflegeleiter. „Schlaflose Nächte habe ich trotzdem manchmal.“

Arbeiten, das heißt für Ronkowskis vor allem: die Arbeit der Pflegekräfte organisieren. Bis er vor zweieinhalb Jahren Pflegeleiter wurde, war Ronkowskis selbst einer von ihnen. Die Arbeit „am Bett“ fehle ihm, in den ersten beiden Wellen sei er ab und zu eingesprungen. „Die aktuelle Situation bringt uns alle an die Belastungsgrenze und manchmal leider auch darüber hinaus“, sagt Ronkowskis. „Ich setze deshalb alles daran, das Team zu motivieren.“

7.58 Uhr. Kant-Gymnasium, Spandau
Schulleiter Marc Vehlou steht im Royer des Kant-Gymnasiums und begrüßt die letzten SchülerInnen, die in der Morgendämmerung ins Gebäude hasten. Viele sind es nicht. Das Gymnasium hat, wie viele Spandauer Schulen, den Wechselunterricht eingeführt, um den hohen Infektionszahlen beizukommen. Auf der Schulwebseite hat Vehlou einen Zähler eingerichtet. Aktuelle Fälle: 30. Präventiv in Quarantäne: 29.
„Letzten Winter hatten wir immer mal wieder zwei, drei Fälle“, sagt Vehlou, Omikron sei eine neue Größenordnung. Auf einem Flipchart in seinem Büro führt der 48-Jährige Buch über sein Schnelltest-Inventar. Wie alle Schulleiter ist er längst nicht mehr nur Pädagoge, sondern auch Pandemie-Manager – und Leittragender des Kommunikationschess der Bildungspolitik.
Dass der Senat Tage vor den Winterferien die Präsenzpflicht aufgehoben hat, findet Vehlou in Ordnung. Ihn ärgert aber, und Vehlou formuliert das äußerst diplomatisch, dass Gesundheitsämter und Senat nicht „mit einer Stimme sprechen“. Mit der neuen Regelung, nach der Kontaktpersonen infizierter Schüler nicht in Quarantäne müssen, hatten die Amtsärzte die Bildungsverwaltung völlig überumpelt. Mit der suspendierten Präsenzpflicht verhielt es sich andersrum.
Im Sekretariat fragt Vehlou, wie viele Eltern ihre Kinder heute zu Hause gelassen hätten. Fünf bis zehn sind es, bei einer Schülerschaft von 735. Die Sekretärin hat ein anderes Problem: Sollen die Schüler, deren morgendlicher Schnelltest positiv ist, weiter zum PCR-Test geschickt werden? Auch Vehlou ist sich unsicher. „Beim Gesundheitsamt ist dauerbesetzt“, seufzt die Sekretärin und drückt noch mal die Durchwahltaaste.
Vehlou ist meist vor 7.30 Uhr in der Schule, regelmäßig kommt er erst nach 19 Uhr wieder los. Dennoch wirkt der Schulleiter relativ gelassen, dank zwei Jahren Pandemie-Erfahrung. Auch die gelegentlichen Konflikte mit Eltern – eine „Querdenkerin“ nahm unlangst ihr Kind von der Schule – steck er weg. Er frage sich nur manchmal: „Gehen uns vielleicht doch Kinder verloren, wenn die nicht zur Schule kommen?“

9.48 Uhr. Impfzentrum Messe, Charlottenburg
Vor dem Impfzentrum auf dem Messegelände sind mehr Security-Leute als Impfwillige zu sehen. „Vor Weihnachten war hier die Hölle los“, sagt ein Mitarbeiter. Heute sieht es bislang mau aus. Gut 74 Prozent der Berliner Bevölkerung sind vollständig geimpft, rund 52 Prozent geboostert, in bundesweiten Vergleich ist das obere Mittelfeld – und zu wenig für Herdenimmunität.
Norman Schumacher ist einer der wenigen, die sich an diesem Morgen impfen lassen. Mit seiner Mutter ist der 31-Jährige aus Hellersdorf hergefahren, um seine Boosterdosis zu erhalten. Sein Vater habe Krebs, sagt Schumacher, sei durch Corona besonders gefährdet: „Ich möchte doch, dass er noch ein paar Jährchen hat.“
Erst vor einem Dreivierteljahr sei ein Arbeitskollege auch er ein Krebspatient, schlagartig an Covid-19 gestorben, berichtet Schumacher, der im Objektschutz in Mitte arbeitet. „Nach der Chemo war er eigentlich über den Berg, aber Corona hat ihm den Rest gegeben.“ Sein Chef sei bis dahin Impfskeptiker gewesen. Danach nicht mehr.

11.23 Uhr. Dong Xuan Center, Nichtenberg
In Halle 1 riecht es nach Liekelpuppe und Nagellack. Das Dong Xuan Center ist ein vietnamesischer Mikrokosmos mitten im Berliner Osten. Auf dem langen Gang der Markthalle, einer bunten Allee aus Pho-Küchen, Kleidungsgeschäften, Handyläden, Friseurien und Supermärkten ist es leerer als sonst.
„Gerade in den letzten zwei Wochen hat man das gemerkt“, sagt Quan Tran in seinem Geschäft. Seit über zehn Jahren verkauft der 59-Jährige hier mit seiner Frau Schmuckpapier, Einkaufstüten und rote Umschläge. Neulich mussten sie für acht Tage schließen.
Über Weihnachten war die erwachsene Tochter zu Besuch gekommen, die in New York studiert. „Einen Tag vor ihrem Rückflug fiel ihr Test positiv aus.“ Es erwischte die ganze Familie. Milde Verläufe, erklärt Tran gelassen. Und die eine Woche würden seine Frau und er finanziell schon wegstecken.
Selbst Omikron hat etwas Gutes, meint Tran lächelnd. In wenigen Tagen ist Tet, das vietnamesische Neujahrstfest. Unverhofft kann er es nun mit seiner Tochter verbringen. Ihren Flug nach New York hat sie um drei Wochen verschoben.

12.57 Uhr. Khadija-Moschee, Heinersdorf
„Salam aleikum“, flüstert ein Mann mit schwarzer Schirmmütze und huscht in den Gebetsraum. 37-fältere Muslime wiegen bereits ihre Körper im Gebet. Der Mann rollt seinen Teppich neben einem gläubigen aus, der ihn begrüßt. Schulter an Schulter wollen sie beten, doch sie werden unterbrochen. Jemand weist auf die Klebstreifen am Boden: In 1,5 Metern Abstand markieren sie, wo die Teppiche liegen dürfen. Der Mann mit der Schirmmütze sucht sich einen anderen Platz.
Vorne beginnt Imam Said Ahmad Arif seine Predigt. „Wir müssen vorsichtig sein und uns an die Maßnahmen halten“, sagt er. „Wenn wir das tun, hindert uns nichts daran, gemeinsam zu beten.“ Er steht hinter einer Plastikscheibe, kann deshalb die Maske abnehmen, anders als die Männer, die seinen Worten lauschen.
„Die Situation ist verzwick“, sagt der 36-Jährige späher Jahre lang Pfleger wurde, war Ronkowskis selbst einer von ihnen. Die Arbeit „am Bett“ fehle ihm, in den ersten beiden Wellen sei er ab und zu eingesprungen. „Die aktuelle Situation bringt uns alle an die Belastungsgrenze und manchmal leider auch darüber hinaus“, sagt Ronkowskis. „Ich setze deshalb alles daran, das Team zu motivieren.“

12.57 Uhr. Rosenthaler Platz, Mitte
Heiner von Marschall fährt am Taxistand ein. Der 55-Jährige schaut durch die Windschutzscheibe: Autos, Radfahrer, eine Tram rasen über den Verkehrsnoten mit fünf Abzweigen. „Auf den Rosenthaler ist Verlass. Früher oder später geht’s immer.“ Auch wenn er manchmal lange auf Kunden warten müsse.
„Viele Berliner Taxifahrer haben finanzielle Sorgen“, sagt von Marschall. Wenn sie zum Chef ins Büro kämen, müssten einige sagen: „Ich kann dir nicht alle Einnahmen geben, sonst kann ich keine Miete nicht bezahlen.“ Um über die Runden zu kommen, betrieben viele Selbstausbeutung, Überstunden seien üblich. Von 8500 Fahrern seien nur noch 6000 übrig.
Im Dezember brach mit abgesagten Weihnachtsfeiern die Kundschaft ein, im Januar lagen die Gehälter bei 40 Prozent dessen, was vor Corona verdient wurde. Auch von Marschall ist seine Stammklientel weggebrochen. Partytouristen, die sich am Wochenende ohne Hotel durch Berlin clubbten. „Am Montagmorgen habe ich sie dann zum Flughafen gefahren, damit sie um neun Uhr in London im Büro sitzen konnten.“
Als es mit den Corona-Leugnern anfing, sei er oft angeschnauzt worden: „Eh, nimm den Maulkorb run-



07.29 Uhr Marek Ronkowskis Schicht beginnt erst in einer halben Stunde, wegen Omikron sitzt der Intensivpflegeleiter aber schon seit 6.30 Uhr im Büro.



12.57 Uhr Über die Festtage hat Imam Said Ahmad Arif seiner Khadija-Gemeinde Anleitungen fürs Beten zu Hause geschickt. Das hat zu gut geklappt. Die Leute kämen nicht wieder.



15.03 Uhr Auf den Rosenthaler Platz sei Verlass, sagt Taxifahrer Heiner von Marschall. Auf seine Stammklientel leider nicht mehr – die Clubtouristen fehlen sehr.

Kindergärtnerinnen und Kneipiers, Obdachlose und Opernsänger – die neue Virusvariante macht ganz Berlin nervös. Nicht nur die Politik hofft auf einen milden Verlauf. Szenen einer Stadt im Alarmzustand

VON CORNELIUS DIECKMANN, ALEXANDER KAUSCHANSKI UND KATHARINA KUNERT
FOTOS: NASSIM RAD



16.12 Uhr Seit ihr Partner positiv getestet wurde, campiert Franziska Wöckel im Wohnzimmer ihrer Wohnung. Ihr achtjähriger Sohn hat eine „richtige Corona-Angst“ entwickelt.



20.42 Uhr Die Notunterkunft der Stadtmission in Moabit beherbergt 100 Obdachlose. Infektionen sind unvermeidbar, sagt Leiterin Anna Behnke, aber Erfrieren sei schlimmer als Corona.



23.04 Uhr Vor der Pandemie ließ Sven Rappoldt sein Rockcafé Halford auch mal wochentags bis fünf Uhr früh offen. Und jetzt? Kippt er abgelaufenes Bier in den Gulli.

ter!“ Mittlerweile sei es besser. Die meisten würden, wenn auch manchmal widerwillig, eine Maske tragen.
Bei von Marschall geht eine Nachricht ein: Ein Kunde wartet an der Brunnenstraße. Der Taxifahrer drückt aufs Pedal und verschwindet hinter der Ecke.

15.46 Uhr. Kindergarten, Neukölln
Lautes Lachen dringt aus dem Erdgeschoss eines Neuköllner Wohnhauses. Erzieherin Ricarda, 26, trommelt mit ihren Fingern auf dem Tisch. „Kommando hoch! Kommando runter! Kommando Pimperle!“, ruft sie den jauchzenden Kindern zu. Hinter ihr stellt Patrick, 31, Spielzeug in den Schrank.
Die Eltern und Erzieher haben in diesen Tagen weniger zu lachen. „Ein Mädchen bekam gestern im Laufe des Tages Fieber“, erzählt Patrick nach Kitasschluss. Ihr Schnelltestergebnis fiel positiv aus. „Sollte ihr PCR-Test das auch sein, müssten wir dichtmachen.“
Es klopft an der Tür. Eine Mutter will ihr Kind abholen. „Ich habe mich ganz doll beeilt, Maus, jetzt möchte ich, dass du dich auch beeilst“, ruft sie mit FFP2-Maske durch die Tür. Eltern müssen während der Pandemie draußen bleiben. „Die Kleinsten bei uns kennen kein Leben vor Corona“, sagt Ricarda. „Seit ihrer Geburt tragen Menschen in Innenräumen Masken.“ Angst vor dem Virus hätten die meisten Kinder aber nicht. Zu abstrakt, der Gedanke. Immerhin das.
Einige Stunden später bekommen Patrick und Ricarda eine Nachricht: Der PCR-Test des Mädchens ist positiv. Die Kita muss schließen.

16.12 Uhr. Pankow
„Manchmal denke ich, ich werde völlig irre“, sagt Franziska Wöckel. Die 47-Jährige sitzt in ihrer Wohnung in Pankow mit ihren zwei Kindern – und dem mit Corona infizierten Lebenspartner. „Nach 13 Tagen ist sein PCR-Test noch immer positiv. Er ist im Schlafzimmer, ich campiere im Wohnzimmer“, sagt Wöckel am Telefon. Wenn ihr Partner herumläuft, dann nur mit FFP2-Maske. Aufstehen erlaubt. Tage zu kräftezehrend für ihn. Kochen wäre zu riskant für den Rest der Familie. Also muss sie, wegen einer Erkrankung selbst Risikopatientin, die Aufgaben alleine bewältigen.
Gemeinsam betreibt das Paar ein IT-Unternehmen. Vor ein paar Tagen, erzählt Wöckel, habe sie ein Vorstellungsgespräch per Videocall geführt – im Hintergrund tanzte ihr achtjähriger Sohn. Er war nicht in der Schule, weil seine Sitznachbarin positiv auf das Coronavirus getestet worden war. Heute dann die große Erleichterung: Der PCR-Test des Sohnes ist negativ.
„Es ist ein Wunder, dass wir uns nicht schon bei meinem Partner angesteckt haben“, sagt Wöckel. „Mein Sohn hat richtige Corona-Angst und ist vor ihm weggerannt, als klar war, dass er sich infiziert hat.“ Auch für die zwölfjährige Tochter sei die Situation schwierig: „Zu Beginn der Pandemie hat sie sich ganz in sich zurückgezogen. Sie wollte sich mit niemandem mehr treffen.“ Inzwischen gehe es ihr wieder besser.

Immerhin der Sohn konnte im Lockdown mit den Nachbarskindern spielen: Die Familien hätten sich als Kontaktpersonen verabredet, die sich sonst von Ansteckungsrisiko fernhalten. „Ich fühle mich schlecht bis gar nicht geschützt“, sagt Wöckel. „Ich bleibe zu Hause, lasse meine Kinder impfen. Aber alles in allem sind wir ausgeliefert. Und wir sind noch privilegiert.“

16.41 Uhr. S-Bahnhof Frankfurter Allee, Friedrichshain
Gedrange auf dem Bahnsteig der Bobkehrer hat begonnen. Flankiert von zwei Ringbahnen nörgelt ein Mann, der einen Fahrradanhänger durch die Menge zieht: „Is’ ja wie bei Dante Alighieri hier.“

17.02 Uhr. Taubenstraße, Mitte
Die IT Service Omikron GmbH, gegründet 1983, produziert Software für die Polizei mit speziellem Anspruch: Daimler, VW, Deutscher Bundestag. Geschäftsführer Stephan Drooff ruft aus seinem Büro in der Taubenstraße in Mitte zurück. Ja, der Firmenname! Drooff lacht. „Ich hatte es einigen Kollegen schon prophezeit, als das anfang mit den griechischen Buchstaben: Irgendwann sind wir drin.“ Dass es so schnell ging und ausgerechnet Omikron zur dominanten Variante wurde, nimmt Drooff sportlich, ebenso die neuerdings miserable Platzierung in Online-Suchmaschinen. „Zum Glück haben wir Stammkunden und sind nicht darauf angewiesen.“ Das Geschäft laufe ganz anständig.

Und der mögliche Imageschaden? Drooff ist unbesorgt – im Gegenteil. „Früher haben Partner und Kunden mich gefragt: Was ist das für ein komisches Wort? Jetzt muss ich nie wieder erklären, was Omikron ist.“
Für die BVG, die wegen des hohen Krankenstandes ihren Fahrplan ausgedünnt hat, stellt IT Service Omikron übrigens die Software her, die Ausfälle und Verspätungen mit dem Soll-Fahrplan abgleicht.

17.28 Uhr. Gölitzler Park, Kreuzberg
Mit Einbruch der Dunkelheit verlassen die letzten Spaziergänger den Gölitzler Park. Wer jetzt noch hier durchläuft, eilt schnellen Schrittes durch die Kälte. Unweit des Eingangs wacht eine Gestalt, tätiertisiert jeden Besucher. Toimu, 21, ist einer von vielen jungen Männern, die hier Drogen verticken. Ein Mann betritt den Park. Toimu hechtet los. „Was brauchst du? Weed? Coke?“ Der Mann wackelt ab. Während Toimu zurück auf seine Stelle läuft, richtet er seine Baskenmütze.
„Heute habe ich noch gar nichts verkauft“, erzählt er auf Französisch. Winter, Omikron, geschlossene Clubs. Seit das Nachtleben ruht, würden auch weniger Menschen Drogen im Park kaufen. Unter den Dealern habe deshalb die Konkurrenz zugenommen. „Es ist ein Kampf geworden.“ Nicht einer, gleich mehrere stürzten sich auf jeden Parkbesucher. Dealergruppen hätten den Park untereinander aufgeteilt. „Es gibt Stress, wenn ich außerhalb meines Territoriums versuche, etwas zu verticken.“ Tagsüber mache die Polizei in großen Teams den Dealern die Arbeit schwer. Dann müsse Toimu vorsichtig sein, könne nichts verkaufen. Die Beamten selbst seien nicht aggressiv. „Sie halten uns an. Wir zeigen unsere Papiere. Sie lassen uns laufen.“
Toimu hat kein Zuhause. Abends geht er in eine nahe gelegene Obdachlosenunterkunft. „Als ich vor sieben Jahren aus Guinea kam, wollte ich Mechaniker werden.“ Dann sah er, wie viele seiner Freunde teure Kleider trugen. Er wollte dazugehören, verkauft seitdem Drogen. Für eine Arbeitslaubnis müsste er besser Deutsch lernen. Dafür bleibe aber keine Zeit. „Jetzt muss ich dealen, um zu überleben.“

18.46 Uhr. Kottbuser Tor, Kreuzberg
Vor einem Bürgerladen wartet eine Horde Fahrradkurierer auf die Bestellungen ihrer Kunden. So viele sind es, dass Passanten nur mit Ausweichmanövern vorbeikommen. „Ma! Wieder eine Katastrophe“, murmelt ein Mann mit quadratischer Lieferatsche auf dem Rücken. Abseits des Gedränges redet sich Jonas, 25, knallorange Jacke, eine Zigarette. In letzter Zeit gebe es oft

Staus vor bestimmten Restaurants. „Die Infektionen steigen, draußen ist es kalt. Die Leute bestellen wieder mehr Essen.“ Bis zu 30 Minuten müssten die Kurierer hier warten, bis sie die Bestellung ausfahren können. Die Arbeitsbedingungen seien nicht ideal. „Für elf Euro die Stunde riskieren wir ständig, uns mit Corona anzustecken.“ Anders als zu Beginn der Pandemie seien die Kunden nicht mehr dankbar, eher gleichgültig.
Jonas zieht an seiner Zigarette. Eigentlich studiert er Sportwissenschaft. Nach 20 Wochenstunden als Fahrradkurierer habe er aber keine Energie mehr für Sport.
„Die Kälte, der Wind und das Glatteis machen Radfahren in Berlin anstrengend und gefährlich.“ Zumindest lerne man beim Warten ab und zu nette Leute kennen. Aber viele bekannte Gesichter seien mittlerweile verschwunden. Weil der Job so auslaugend und die Bezahlung schlecht sei, würden viele kündigen. „Und ich muss sagen, dass ich auch darüber nachdenke.“

19.30 Uhr. Staatsoper Unter den Linden, Mitte
„Jetzt kommt eine ungewöhnliche Ankündigung“, sagt Operndirektor Tobias Hasan. Leicht verlegen steht er auf der Bühne, auf der gleich „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauss beginnen soll, und zählt eine Rolle nach der anderen auf, die in anderer Besetzung gespielt wird. Im Gegensatz zu den meisten Opernbesetzern des Haushofmeisters debütiert heute Abend in der Rolle“, sagt Hasan und schließt atemlos: „Ich danke der Regie und den Kostümbildnern für die letzten 48 Stunden.“
Wie viel improvisiert werden musste wegen Corona-Infektionen, Verdachtsfällen und anderer Erkrankungen, darüber muss das Publikum nicht lange rätseln. Der Haushofmeister steht mit Klemmerl auf der Bühne und liest den Text ab. Geekont schaut er immer wieder in die Ränge, dennoch merkt das Publikum: Er musste in letzter Sekunde einspringen.
Passend zur Realität dreht sich die Handlung von „Ariadne auf Naxos“ um Wirrungen vor einer Aufführung. Im Stück soll eine schlupfrige Komödie gleichzeitig mit einer tragischen Oper dargestellt werden – eine spontane Zusammenlegung. Nach allerhand Verwicklungen gelingt die Vorstellung überraschend gut.
Nach der Pause setzen sich einige auf bessere, leer geliebene Plätze, für die sie sonst das Doppelte hätten zahlen müssen. Als am Ende die gesamte Besetzung auf die Bühne tritt, bekommt ein Darsteller besonders großen Applaus: der Haushofmeister. Nach seiner Verkündung wischt er sich mit dem Handrücken imaginäre Schweisstropfen von der Stirn. Das Publikum jöhlt.

20.42 Uhr. Stadtmission, Obdachlosenunterkunft Moabit
Es ist diesig, nass und kalt. Anna Behnke, Leiterin der Notübernachtung für Obdachlose, geht ernstlich an wartenden Menschen vorbei. Vor der Ambulanz betreten Mediziner einen Mann, der zuckend am Boden liegt. „Ein Krampfanfall“, kommentiert die 29-Jährige. „Passiert häufig bei Alkoholkonsum.“
Pro Nacht kann die Notunterkunft der Stadtmission 100 Personen beherbergen. Trotz regelmäßiger Tests infiziert sich täglich Obdachlose, die in engen Räumen mit anderen Menschen schlafen, sagt Behnke. „Lassen wir mehr Leute rein, riskieren wir mehr Ansteckungen. Schicken wir die Leute weg, müssen sie draußen schlafen. Ihnen droht der Kälteod.“ Erfrieren sei schlimmer als Corona, also würden die Mitarbeitenden die Unterkunft häufig bis zum letzten Bett füllen.
Covid-Kranke, zuletzt Behnke, können auf Quarantänestationen der Bobkehrer unterkommen. „Viele Corona-Positive müssen wir allerdings wegschicken.“ Weil die 60 Plätze auf den Stationen voll seien, müssten die Infizierten dann im Park übernachten.
Draußen wartet Alexander, 42, aus der Ukraine. Vor einigen Wochen habe er alle seine Dokumente verloren, seine Aufenthaltsgenehmigung, seinen Impfnachweis. „Ich konnte keine Geschäfte betreten, konnte nicht ins Bürgeramt.“ Nach all den Strapazen besorgt Corona ihn gerade am wenigsten. „Ich komme aus der Sowjetunion, ich habe schon Härteres überlebt.“
Behnke tritt vor die Tür, grüßt eine rumänische Obdachlose. Die Leiterin trägt keine Winterjacke, kalt sei ihr nicht. „Neulich stand ich draußen im Schnee und musste einem Rumänen erklären, dass er Corona hat.“ Er habe angefangen zu weinen, erzählte, dass sein Bruder vor Corona gestorben sei. „Ich habe ihm gesagt, dass er wieder gesund wird.“ Da habe sie gefloren.

23.04 Uhr. Rockcafé Halford, Friedrichshain
Acht Kunden. Acht „Männeken“, wie Sven Rappoldt sagt – und zwar insgesamt, seit er um 15 Uhr geöffnet hat. Macht einen Gast pro Stunde. Macht vielleicht 130 Euro Einnahmen. Macht einen dreistelligen Verlust. Rappoldt winkt ab. Kennt er kaum mehr anders.
Der 62-Jährige sitzt am Tresen seines „Rockcafé Halford“ und nippt an einer Tasse Kaffee. „Bis 2019 hab ich hier wochnaght am vier, fünfmeis zugemacht.“ Das ist die rumänische Übersetzung für „Ich bin da“, nach deren Leadsänger Bob Halford die Kneipe heißt, vor Jahren in Berlin spielten, sei „der Meister“ höchstpersönlich samt Band zur Aftershowparty gekommen.
Rappoldt – Totenkopfführer, tätowierter Glatze, dem Meister“ visuell überhaupt sehr ähnlich – hat das Rockcafé 1992 gegründet. Seit zwölf Jahren ist die mit Metal-Devotionalen überfüllte Bar in einem Friedrichshainer Eckhaus behäimtet. Rappoldt führt sie gemeinsam mit seiner Frau Simone. Momentan nur mit Mühe.
Letztes Jahr, als sie monatelang schließen mussten, stand er draußen und hat „abgelaufene Astra- und Desperados-Flaschen in’n Gulli jekloppt“. Vorher habe er nicht mal gewünscht, dass das Zeug ein Verfallsdatum hat.
Um 23.11 Uhr erscheint Kunde Nummer 9. Ein Engländer, der zwei Bier und eine Packung Chips vertilgt und keinen Cent Trinkgeld gibt.
Um 23.32 Uhr wankt Kunde Nummer 10 durch die Tür. „Der is’ doch stramm wie ‘ne Kuh“, diagnostiziert Rappoldt – und schickt den Mann nach Hause, der alkoholisch sedierte keine Widerrede leistet, nur nett winkt. Das ist die freundliche Variante. Vor einer Woche musste Rappoldt einen Monteur rausschmeißen, weil der ihm mit Impf-Verschörungstheorien kam. „So’n Scheißdreck brauch’ ich hier nicht“, sagt Rappoldt. Zwei Tage vorher war seine Schwiegermutter an Covid-19 gestorben. Jüngst musste der Kneipier sogar eine seiner fünf Angestellten gehen lassen, nach sieben Jahren, weil die von Ähnlichem faselte.
Um 23.57 Uhr sagt Rappoldt zu seinem Barkeeper: „Komm, Peter, mach zu, ist tote Hose.“
Im Raucherraum, wo einst Judas Priest zwischen Darthscheiben und Flipperautomaten feierten, quält Rappoldt noch zwei, drei... sieben Zigaretten und redet über allerlei, das in einer besetzten Welt mit seinem Lebensinhalt Metal nichts zu tun hätte. Kurzarbeitergeld, Novemberhilfe, Test-Aus. Montag bis Mittwoch mache er gar nicht erst auf. „Ware Goldverbreiner.“ „Is’ alles scheiße leider“, sagt Rappoldt und lacht.
Um 1.17 Uhr lässt er die Fensterläden runter. Und raucht noch eine, bevor er in der Nacht verschwindet.